Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

Band: 16 (1926)

Heft: 14

Rubrik: Brief aus Indien

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

das Fallen der letzten Steine einer Scheidewand, die ein boser Geist einst zwischen ihnen aufgerichtet hatte.

Ronrad hatte schon bei der Ankunft mit fast verlegender Bestimmtheit erklärt, er wolle noch vor Karfreitag wieder reisen. Vielleicht hat er, kirchlichen Bräuchen gegenüber des dürfnissos, einem Ostern in der Heimat aus dem Wege gehen wollen. So verabschiedecte er sich denn am Abend des inshaltsschweren Tages mit dem Bedeuten, er werde im Nachsbardorf übernachten, dort am andern Morgen einen Frühsug nehmen und vielleicht nach Wochen wiederkommen.

Es kam der Karfreitagmorgen. Die Schwestern hatten einen weiten Kirchweg. Sie wanderten ihn zum erstenmal seit langer Zeit zusammen. Nicht, daß sie schon ganz ein Serz und eine Seele gewesen wären. Aber sie liesen doch nicht, wie früher, getrennte Wege. Suchten sich noch nicht ihre Worte, so taten es vielleicht doch die Gedanken, die ein Höherer lenkt wie Wasserbache. Die Predigt tat ihnen die Serzen auf für den, der für uns starb, uns mit Gotk und untereinander auszusöhnen.

Sie blieben zum Abendmahl und es schlug an ihre Seelen der Ruf des Eingangswortes: "So prüfe sich auch darüber ein jeder, ob er seinen Beseidigern von Herzen vergebe, wie Issus vergeben hat!" Was sie dabei fühlten, konnte niemand wissen als der Allwissende, der hineinsieht in der Herzen verborgenste Falten.

Es war aber doch schon etwas, daß sie, obwohl der Menschenmenge wegen getrennt in der Kirchenbank sitend, zum Gang an den Tisch des Herrn sich schweskerlich zussammentaten.

Auf dem Heimweg sollte den beiden eine große Aebersraschung werden. So still, wie sie gekommen waren, zogen sie wieder heimwärts, nur jett in anderer Stimmung. Einsmal unterbrach die Aeltere das Schweigen und sagte:

"Wir werden dies Jahr ein wehmütiges und doch

schönes Oftern haben."

"Einverstanden!" rief auf einmal eine kräftige Männersstimme hinter ihnen. Erschrocken wandten sie sich um. Doch aus Staunen wurde Freude. Der Bruder, den sie ferne wähnten, war ihnen leise auf dem Fuß gefolgt. Er war, ungesehen von den Schwestern, mit im Gotteshaus gewesen.

"Es geht halt", sagte er, "nicht immer wie wir berechnen und planieren. Rach meinem früheren Plan müßt' ich jest über alle Berge sein. Ich kam aber doch nicht fort. Es nahm mich einfach herum. Es war, als führe ein Unsichtbarer mich zurück und dahin, wo ich innerlich gesunden sollte. Ich war geraume Zeit vor Zugsabkahrt im Dorf, lief an der Rirchhofmauer hin und hörte die Ostersloden läuten. Sie erzählten mir von schönen Rindheitstagen und vom Bater und — ich glaube, von heiligen Dingen, die gleichsam für mich auf irgend einem Meeressgrunde lagen. Haltet mich nicht für einen Heuchser, wenn ich euch sager "Mir war als hört ich den selber rufen, dem zu Ehren heut' die Gloden in allen Landen läuten. So kam ich in die Kirche und auf den Blatz, wo sonst mein Bater saß, ich weiß nicht wie. Und hab' ich nun den ersten Schritt getan, so will ich den zweiten und dritten auch noch tun. Ich geh' mit euch nach Haus und bleibe, so lang ihr mich nötig habt!"

Sie verlebten ein Ofterfest wie nie mehr seit ihren Kindertagen. Sie ließen sich's nicht nehmen ein gemeinssames Mahl im Vaterhaus zu halten. Die jüngere Schwester holte ihren Mann und auch die Kinder, und die Aeltere lud des verstorbenen Vaters Schwester noch zu Tische.

Daß sie guter Dinge waren, braucht der Erzähler nicht zu sagen. Und auch das andere nicht, daß der Bater oben am Chrenplat des Tisches saß, ob sie ihn schon nicht mit leiblichen Augen sahen, und daß seine Augen voll Herzenss güte und Sonnenschein waren, wie einst in seinen besten Tagen.

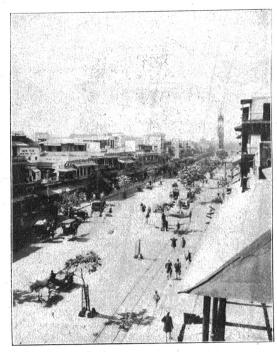
Mus "Glüdauf ber Beimat gu!" Berlag Belbling & Lichtenhahn, Bafel.

Brief aus Indien.

Delhi, im Februar 1926.

Liebe Berner Woche!

Bon der indischen Hauptstadt wollte ich Dir heute erzählen. Run erwartest Du wohl schimmernde Marmor=



Die Chandi Chouk in Delhi.

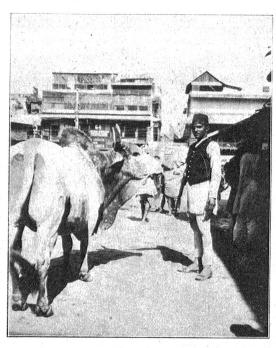
paläste, Palmengärten, in denen seidengewandete Prinzen lustwandeln, erwartest Staatselesanten und Goldkarossen, breite Straßen und farbiges Leben.

Du wirst enttäuscht sein! Ein paar Tausend Holze und Steinhäuser, hingeworfen wie es dem lieben Gott, oder Allah dem Großen und seinem Brophet, oder irgend einer der vielen Hindu-Gottheiten gerade gesiel. Ein wahrer Irrgarten von engen winkligen Gäßlein und eine einzige große Hauptstraße, die "Chandi Chouk" — die Straße der Silberschmiede, die einmal ebenso berühmt gewesen sein soll, wie der Broadwan in New-York, das "Unter den Linden" in Berlin und die "Cannebière" in Marseilles — das ist das heutige Delhi.

Es ist eine junge Hauptstadt, erst 1911 anläßlich der Arönung des Königs Georg V. von England zum indischen Kaiser wieder in alte Rechte eingesetzt. Aber es ist zusgleich eine uralte Hauptstadt, vor dem jehigen haben sechs alte Delhis gestanden, jedes einer andern Periode, jedes einem andern Herrscher zugehörig.

Große Streden weiter Ebene liegen südlich von der heutigen Kapitale, unfruchtbares Land, mit dürrem Gras und stackligem Kaktus bewachsen. Dort haben sich während mehr als 1000 Jahren gewaltige Seere immer und immer wieder geschlagen und sedem Sieg folgte die Zerstörung der alten und der Ausbau einer neuen Hauptstadt, noch schöner, noch großartiger, noch uneinnehmbarer als die vorhergehende. Der Boden ist mit dem Blute von Hundertstausenden getränkt und so mit Trümmern besät, daß sich bis heute noch keine Pflugsschar daran gewagt hat. Schakale und Hnänen streichen nachts durch das hohe Gras und ihr Geheul dringt weit hinüber in die Neustadt. Ein wildes, hungriges Geheul, denn rar ist heute die Beute, die in verflossen Jahrhunderten das wilde Getier in Scharen dorthin gelockt.

Tagsüber aber weiden magere Kühe auf seltenen grünen Grasfleden. Touristen rasen in Autos vorbei — ein Blick hier und dort, ein halbes Hinhören nach dem, was der Führer erklärt — sie waren dort und haben's gesehen! Selten, daß sich einer Zeit nimmt, daß einer sitzt und



Die "heiligen" Ochsen in den Strafen von Delbi.

sinnt. Und wäre doch so viel zu sinnen. — Das erste Delhi, von dem man keine Ahnung hätte, wenn nicht eine Tasel auf grasbewachsenem Trümmerhausen von seinem Borhansdensein erzählte. Das zweite Delhi des Kutabsudsdin, dessen gewaltige, 80 Meter hohe Siegessäule, der Kutab Minar, eines der imposantesten Bauwerke aller Welt und aller Zeiten ist. Delhi Rummer 3 des Tuklagh Shah, Bastion an Bastion, mit ausgetrockneten Seen und weiten Berteidigungswerken, mit aus schweren Granitquadern aussgeführten Treppen und Eingängen und dem wohlbesestigten Grab, das sich der alte Krieger, eines gewaltsamen Todes gewiß, noch zu Ledzeiten gesichert hat

Nach ihm hat Firoz Shah ein neues Delhi aufgeführt, Firozabad geheißen und kurz darauf Sher Shah und Humanun, der Sohn des großen Kaisers der Mogulen, Barber, der sich im sechzehnten Iahrhundert von Afghanistan her das halbe indische Neich untertan machte. Humanuns Großsohn aber, Shahjehan, demselben, der die wundervolle Tai Mahal in Agra (ich spreche darüber später einmal) gebaut, verdanken wir das lieblichste aller Delhis, dessen Mittelspunkt, der Palast, noch heute als Fort Delhi in unvergleichslicher Schönheit dasteht. Eine Inschrift in Bersisch, an einem der Torbogen in der großen Audienzhalle angebracht, gibt wieder, was sie damals von Shahjehans Residenz gedacht:

"Gibt's ein Paradies auf Erben, So ist es dies, so ist es dies, so ist es dies."

Bon den Marmorhallen des Fortes und seinen Blumensgärten zur Chandi Chouk sind's nur ein paar Minuten. Aber man erträgt den Umschwung kaum. Dort all die Pracht und Runst des Ostens in ihrer Bollendung, gepaart mit westlicher Runstfertigkeit — italienische und französische Rünstler haben bei der Ausschmüdung mitgeholfen. Sier wetteisern Ost und West an Geschmacklosigkeit und Bernachlässigung. Bom Westen die steisen, hohen Steingebäude, die Wellblechdächer, der rote Ankerscheinbaukastenszeitsglockenturm, die ganze scheußliche Gradlinigkeit — vom Osten der hoffnungslose Schmutz und Dunst und Zerfall.

Einmal soll's anders gewesen sein. Da haben weitaftige Bäume die ganze Straßenmitte beschattet. Unter ihnen saßen die Silberschmiede und schafften und klopften. Die Frucht- und Gemüsehändler priesen ihre appetitliche Ware an, der "Sweetmeatman", der indische Confiseur, rollte seinen Teig und wehrte den Fliegen, die zu Tausenden seine klebrigen "Güetzi" angriffen und des Tuchhändlers Stoffe hingen wie Spinngewebe so fein von den Bäumen.

Seute ist das alles verschwunden. Die eingebornen Sändler sind rechts und links in ihre wellblechbedachten Buden hinter dem Trottoir zurückgedrängt und haben zum Teil ganz europäische Ladeneinrichtung. Schrill tönt die Glode eines innen und außen von Schnutz starrenden Trams, in das kein Europäer je sitzen würde, durch das Gewimmel. Autos wirdeln den schon bedenklichen Staub noch mehr auf. Karrentreiber hauen ihre übergeduldigen Ochsen und gemächlich, alle Regeln des Berkehrs mit souveräner Bersachtung behandelnd, ziehen herrenlose Ochsen und Kühe quer über die Straßen und Trottoirs. Bon den Autoführern verflucht, von den Karrentreibern mit der Beitsche verzigt, von den Kußgängern gestoßen oder auch ängstlich gemieden, schlendern sie die Straße entlang oder liegen breit über dem Trottoir und dehnen sich in der Sonne. Was will man? Sie sind dem Hindu heilig und niemand würde auch nur daran denken, sie ernstlich wegzutreiben.

So ungefähr sieht die Hauptstadt des indischen 350-Willionenreiches aus. Soll man sich darüber freuen, daß etwa 6 Rilometer südwärts auf altem historischem Boden, nun nochmals ein Delhi, das achte, entsteht? Ausgedehnte Regierungsgebäude, bestimmt, dem indischen Barlament und seinem großen Stab, dem Bizekönig und dem ganzen politischen Apparat der Engländer zu passenden Quartieren zu verhelsen, nachdem sie sich so lange mit ungenügenden Provisorien abgefunden. Ein immenses Untersangen, Milliarden kostend und dem Indier, der es als Geldverschwens dung ansieht, ein Dorn im Auge.

Sunderte von Delhi-Bildern möchte ich Dir zeigen. Ich wähle die naheliegendsten und vielleicht grad deshalb interessantesten — die Chandi Chouk in einem Moment, wo der Verkehr nicht eben groß und einen der "heiligen" Ochsen, ein wohlgenährtes Prachtsexemplar. Meine andern "Selzgeli" siehst Du dann hoffentlich einmal, wenn ich wieder daheim bin.

Dein Bernermeitschi auf Reisen.

Steinerbubs Oftern.

Die Schwandhoffinder tauerten auf der Schneeglödleinwiese draußen. Es waren die Konfirmandin Frieda, ihre jungere Schwester Anna und der achtjährige Friedli. Des Rnaben Schulkamerad und Spielgast vom Schwandhäuschen, der Steinerbub, half dienstbeflissen mit, saftiggrune Blattbander in das gemeinsame Rorbchen zu sammeln. Seute wurden die lichten Blüten, die wie unzählige Schneeperlen= tropfen an den schlanken Stielchen hingen, einfach überseben. Es mußten die Oftereier mit Blättern umwidelt werden, und die Mutter brauchte ihrer viele, und rascher als sofort, hatte sie gesagt. Friedli, der als Jüngster im Ofter= hasenglauben gelassen und bestärft worden war, wußte dem Steinerbub viel von diesem seltsamen Sasen zu erzählen. Er habe, rühmte er, im Borjahr das Ofternest unten an der Gartenmauer in eine Nische gebettet, mit langen, dürren Mauergräsern ausgepolstert und mit Kerbelblättern ums fränzt. Niemand als seine Mutter und er hätten um das Rest gewußt.

"Aber wie konnte es denn der Hase finden?" warf der Steinerbub verwundert ein.

"Das ist ein ganz besonders schlauer Hase, der Oftershase," entgegnete Friedli.

"Und fürchtet er den Bari nicht?"

"Einem Ofterhasen darf fein Sund etwas zuleide tun."